

Werke Anselms. Im dritten Kap. werden drei zentrale Faktoren der Wirkungsgeschichte des „Vaters der Scholastik“ skizziert: das „Schicksal“ des ontologischen Gottesbeweises in der neueren Philosophie, die „rectitudo propter se servata“ als Grundprinzip ethischen Verhaltens (in dem sich die neuzeitliche Idee von der Autonomie der sittlichen Vernunft vorweg entwirft) und schließlich die umstrittene „Satisfaktionstheorie“. Das vierte Kap. bringt eine Reihe von ausgewählten Texten Anselms. Ein aufgeschlüsseltes Literaturverzeichnis beschließt das Büchlein.

Auf zwei Punkte sei besonders hingewiesen: 1.) Einer der gelungensten Abschnitte dürfte der über die Methode Anselms und das genaue Verständnis der „rationes necessariae“ (23–29) sein mit dem Fazit: Die „Bestimmtheit durch Gott (Theonomie), aufgrund deren sich die Vernunft erst dort wahrhaft als Vernunft vollzieht, wo sie sich für Gott öffnet, ist die Ermöglichung und Legitimation jener radikalen Autonomie der Vernunft in Bezug auf den Glauben, die in Anselms Programm des ‚sola ratione‘ zum Ausdruck kommt“ (27f.). 2.) Nicht so klar dagegen ist die Rekonstruktion der Argumentation Anselms in „Cur Deus homo“. Zwar wird in einer Anmerkung (!) darauf hingewiesen, dass der Begriff „Ehre“ erst „vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Lehnswesen wirklich verständlich wird“ (102). Doch dass die auf diesem zentralen Schlüsselbegriff basierende Argumentation Anselms nur (!) auf dem damaligen soziologischen Hintergrund Konsistenz hat, wird m. E. zu wenig deutlich. Es ist eben nicht von ungefähr, dass seit dem Reichstag auf den Ronkalischen Feldern (1158), wo Juristen des Römischen Rechts aus der Schule von Bologna hinzugezogen wurden und römischem Verfassungsrecht zum Durchbruch verhelfen, das bisher geltende germanische Lehnrecht allmählich verfiel und damit auch – greifbar etwa bei Thomas von Aquin – die anselmische Begründung für die „Gnade der satisfactio“ nicht mehr einsichtig war. Ebenso verlor dadurch auch die These Anselms ihre Plausibilität, dass, „wenn die Menschheit sich nach dem Fall wieder erhebt, sie sich aus sich heraus erheben und aufrichten muss“ (CDH II,8). Für mich ist dies ein „Spitzensatz“ der Theologiegeschichte, der im vorliegenden Werk leider nirgendwo auftaucht – weder in den Ausführungen des Verf.s noch in der Textauswahl. Dennoch: Das vorliegende Büchlein ist in seiner Klarheit und didaktischen Durchsichtigkeit sehr lesens- und unbedingt empfehlenswert.

G. GRESHAKE

HSIA, R. PO-CHIA, *A Jesuit in the Forbidden City: Matteo Ricci 1552–1610*. Oxford: Oxford University Press 2010. 359 S. ISBN 978-0-19-959225-8.

Unter den Publikationen des „Ricci-Jahres“ 2010 ist diese vielleicht die wissenschaftlich am weitesten führende. Ihr Vorteil liegt darin, dass sie gerade auch chinesische Quellen auswertet und dadurch neue Seiten des Werdegangs, der Erfolge und auch der Hintergründe der missionarischen Optionen von Matteo Ricci (= R.) beleuchtet. Dazu gehört z. B., dass die Madonna mit dem Kind, deren Bild R. in Zhaoqing zeigte, mit der (männlichen Nachwuchs bringenden) buddhistischen Göttin Guanyin verwechselt wurde, was den Jesuiten die Protektion des Mandarins Wang Pan (der selbst männlichen Nachwuchs ersehnte und schließlich erhielt) einbrachte (88f.). Das personelle chinesische Umfeld R.s, aber auch die Städte und ihr damaliges Aussehen (z. B. das eher staubige und schmutzige Beijing: 172f.) werden ausführlich und anschaulich dargestellt.

So ergibt sich vor allem, dass die zentralen missionarischen Entscheidungen R.s nicht einfach global durch die „Großwetterlage“, also die Gesamtsituation Chinas, sondern wesentlich durch örtliche Konstellationen und Kontakte bedingt waren. Dies gilt vor allem für die Wandlung „vom Mönch zum Gelehrten“ und für die Entscheidung für den Konfuzianismus (statt des Buddhismus) als Anknüpfungspunkt. R. und sein anfänglicher Gefährte Michele Ruggieri (dessen bisher nicht immer gewürdigte Pionier-Rolle hier stärker betont wird) wurden zunächst als „Mönche von Indien“ bzw. als Boten einer neuen Schule des Buddhismus angesehen (80, 92f., 96), bis dahin, dass eine von R. verfasste und vom Papst abzuschickende diplomatische Note an den chinesischen Kaiser so tat, als wenn der Papst in Indien wohnte (109). Die Abkehr von dieser Rolle bereitete sich zwar bei R. seit 1589 vor; Schlüsselmoment war dann aber im Februar 1592 der Besuch R.s in Nanxiang (136). Noch entscheidender sind die Jahre in Nanchang 1595–98, in denen R. nach einer langen, mühsamen Anlaufzeit erste Erfolgserlebnisse hatte

und „in die inneren Korridore der Ming-Gesellschaft“ eintrat (141). Jetzt geschieht eine klare Distanzierung von der „Mönchs-Rolle“ (143). Angezogen wurde R. hier durch die Atmosphäre konfuzianischer Gelehrsamkeit bei einer Schicht, die, meist ohne administrative Verantwortung, politisch kaltgestellt war, aber von Landbesitz und Stipendien lebte (153f.) und so Zeit für gelehrte Konversationen und Beschäftigungen hatte. Speziell die Gespräche R.s mit Zhang Huang, einem Exponenten jener Schule des Konfuzianismus, die jeden Synkretismus mit buddhistischen und taoistischen Ideen ablehnte (was ja durchaus nicht für alle Konfuzianer galt!) waren hier wichtig und sind insbesondere in das Werk R.s „Tianzhu shiyi“ (Die wahre Lehre vom Herrn des Himmels) eingeflossen (158–163). Andere wichtige Kommunikationen mit verschiedenen Gruppen, die sich ebenfalls in den Dialogen dieses Werkes spiegeln, spielten sich in der Nanjing-Phase ab (179–199). In Beijing, wo R. seit 1601 wirkte und das er in den folgenden neun Jahren bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, war u. a. Xu Guangqi, der höchste Mandarin, der Christ wurde, eine wichtige Hilfe, gerade für die Übersetzung westlicher Wissenschaft. R. und Xu „personifizierten die christlich-konfuzianische Synthese“ (253).

Ein abschließender Epilog (287–308) behandelt die Wirkungsgeschichte R.s bis in unsere Tage. Hilfreich ist eine Reihe von Karten, vor allem von chinesischen Städten, von Photos, z. T. durch den Autor, und von bunten Abbildungen (zwischen S. 176 und 177), die u. a. Rom, Lissabon und Goa zur Zeit R.s sowie die berühmte Weltkarte R.s zeigen.

Die Gliederung ist zeitlich und damit zugleich örtlich, d. h., sie stellt Leben und Wirken R.s in den verschiedenen Phasen und Orten (Macao, Zhaoqing, Shaozhou, Nanchang, Nanjing, Beijing) dar, und dies immer mit ausgiebiger Zitation der Quellen. Sowohl das missionarische Selbstverständnis R.s wie auch Urteile über ihn von chinesischer Seite (z. B. 193, 200) treten immer wieder hervor. Die zeitliche Gliederung bedingt den Vorteil, aber auch die Begrenzung der Darstellung. Sie gibt einen vorzüglichen Einblick in die Genese der Missionsmethode R.s und ihre Konditionierung durch die Personen, die er traf. Nicht alle Themen freilich erfahren dadurch eine zusammenfassende Darstellung, die ihrer Bedeutung entspricht. Sehr wohl ist dies der Fall für das Hauptwerk R.s über „die wahre Lehre vom Herrn des Himmels“ und auch generell für die Wirkung R.s auf die chinesische Naturwissenschaft, die, weithin im Anschluss an die Forschungen Needhams (1958), in ihrer Bedeutung, aber auch zeitbedingten Relativität herausgestellt wird (181–188). Aber zu der berühmten „Mappamondi“ (Weltkarte) R.s, die nach seinem eigenen Zeugnis mehr als alles andere dazu beitrug, unter gebildeten Chinesen Interesse für das Christentum zu wecken, erfährt man zwar manches über ihre verschiedenen Editionen; man möchte jedoch etwas Eingehenderes über ihre Eigenart und ihre Bedeutung für das chinesische Weltbild wissen. Auch vermisst man eine Darstellung der Einstellung R.s zur Ahnenverehrung, die ja für den Ritenstreit bedeutsam wurde. – Falsch ist die Behauptung des Verbots von Bibelübersetzungen in die Volkssprache durch das Konzil von Trient (258). Ein solches Verbot gab es zwar in einigen Ländern; es wurde auch im Konzil vorgeschlagen, jedoch abgelehnt. Es haben nach Trient auch viele Jesuiten vollständige Bibelübersetzungen besorgt, so 1626 die erste vollständige ungarische Bibel. Wenn R. hier gegenüber dem einschlägigen Wunsch chinesischer Gelehrter hinhaltend reagierte, dann hatte dies andere Gründe, jedenfalls nicht ursächlich ein Verbot durch das Konzil.

KL. SCHATZ S. J.

MOLL, HELMUT (HG.), *Zeugen für Christus*. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. 5., erweiterte und aktualisierte Auflage. Paderborn [u. a.]: Schöningh 2010. 2 Bände, 1623 S., ISBN 978-3-506-75778-4.

Die erste und die (erweiterte) 4. Auflage dieses Werkes sind bereits vom Rez. in dieser Zeitschrift besprochen worden (ThPh 75 [2000], 596–600; 82 [2007], 298–300). Die Würdigung der Leistung und auch die kritischen Bemerkungen hält der Rez. auch hier fest. Neu sind in dieser Auflage nicht weniger als 76 Namen, die seit 2007 ermittelt wurden und zu den bisherigen 819 deutschen Märtyrern des 20. Jhdts. hinzukommen. Wie auch schon die seit 2001 neu Ermittelten, die in der 4. Auflage von 2006 hinzuka-